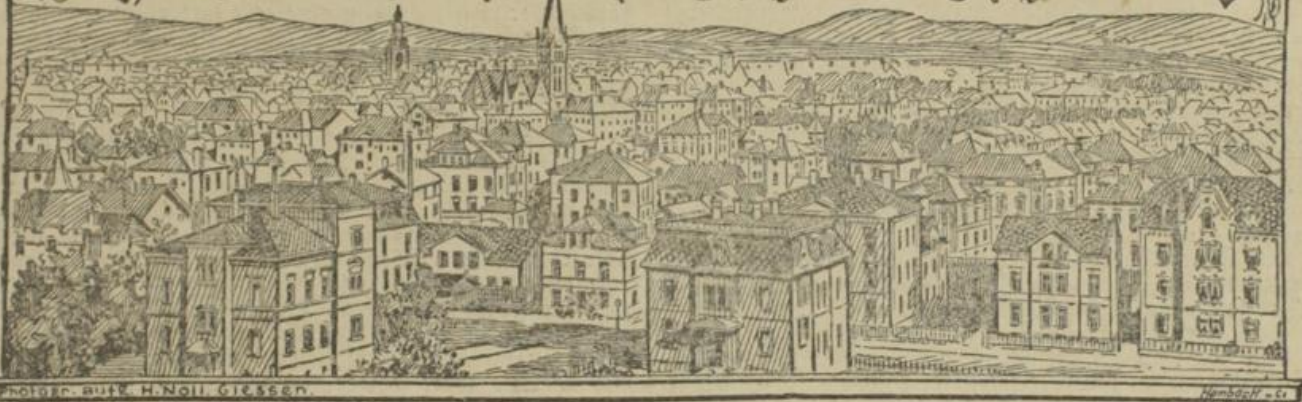


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von W. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wie ein großer Schiffbruch sieht die Straße aus. Mit unzähligen Geschützen, mit Pulverwagen, Fahrzeugen, Gewehren, Trümmern aller Art wie besät. Gespenstig gleitet das Licht des Mondes darüber. Hoch hängt der im nachtklaren Aether. Und da taucht auch schon die dunkle regellose Masse des flüchtenden Feindes auf. Vor den Ulanen wälzt sie sich her — in kleineren und größeren Trupps, ohne jede Führung, Soldaten aller Gattungen zusammengedrängt. Eine entsetzliche Panik greift beim Anblick der Preußen unter den Geschlagenen um sich; wie aufgeschrecktes Wild vor dem Jäger, sucht ein jeder, widerstandslos, sein Heil in toller Flucht. —

Die erste Stunde schlägt's vom nahen Blodenturme. Eben ist Napoleon mit ein paar Herren seines Stabes, Philipp von Eure an seiner Seite, in Genappe eingeritten. Das Tor wird geschlossen, mit Wagen und Geschütz verbarriadiert. Dampf dröhnen die Stöße und Hammerschläge durch die Nacht.

Langsam, wie erleichtert aufatmend, reitet Napoleon mit Philipp von Eure voran; an der Wagenreihe entlang, die sein Kriegsgepäck bergend, in der schmalen Straße aufgefahren ist.

Das Auge des Kaisers hat etwas von seiner starren Verzweiflung verloren. Es ist, als spömen hinter seiner Stirn schon wieder tausend aufbauende Gedanken.

Aber Philipp von Eure ist todbleich. Sein Gesicht ist verfallen. Mit größter Anstrengung nur hält er sich aufrecht. Eine Kugel sitzt ihm im Leib. Er fühlt, wie seine Kräfte schwinden. Aber noch muß er leben, er muß! Um seinen Abgott zu retten.

Jetzt halten die beiden Reiter an Napoleons weitbauchigem Reifewagen. Mit sechs kostbaren Hengsten ist der bespannt. Napoleon schwingt sich vom Pferde und wirft einem bereitstehenden Soldaten die Zügel zu. Dann tritt er zum Wagen. Er achtet es nicht, welche unsäglich Mühe es dem General kostet, aus dem Sattel zu kommen.

„Wie lange ist's noch bis zum Hause Ihres Bruders?“ fragt er, ohne sich umzublicken, während die Ordonnanz ihm die Wagentür öffnet.

„Zehn Minuten, Sire, die Querstraße entlang gen Westen.“

„Nun wohl!“ Napoleon steigt ein. Er fällt in die Polster. Eine müde Handbewegung. „Sehen Sie sich zu mir. Rasch! Rasch! Ich habe keine Ruhe —!“

Mit einer Ohnmacht kämpfend taumelt Philipp von Eure in den Wagen. Die Tür schließt sich. Die Pferde ziehen an — fahren zu —

Da! Welch ein höllischer Lärm? Schüsse krachen, Kartätschen donnern gegen das Stadttor —

Napoleon fährt empor — der Hut fällt ihm vom Kopfe —

„Die verdamnten Preußen! Fort! Fort!“

„Sire! Lassen Sie mich ihnen nicht in die Hände fallen! Nehmen Sie mich mit.“ In wilder Angst, vom Fieber geschüttelt, umklammert Philipp von Eure seines Kaisers Arm. Der stößt ihn von sich — mit eiskaltem, bitterbösem Blick.

„Was fällt Ihnen ein?“ Dann ist er aus dem Wagen.

Philipp von Eure will ihm nach, greift mit den Händen in die leere Luft und fällt zu Boden.

„Wo ist mein Pferd?! Mein Pferd!“ dringt Napoleons angstvolle Stimme noch an sein Ohr — in sein sterbendes Bewußtsein hinein.

Draußen vor dem verammelten Tore hält Ulrich Erlen mit seiner Schwadron. Er hat sich vom Pferde geschwungen — die halbe Schwadron steht abgesehen. Da sprengt auch schon Gneisenau mit einigen anderen Stabsoffizieren und mit General Bieten heran.

„Was gibt's hier?“ ruft Gneisenau atemlos.

„Das Tor ist verbarriadiert, Erzellenz. Aber ohne jede Bewachung.“ entgegnet Ulrich. „Die Franzosen müssen im Orte sein. Hören Euer Erzellenz das Lärmen und Hasten?“

„Rasch! Rasch! Wir müssen hinein!“

„Zu Befehl! Ich hatte eben schon begonnen, die Hindernisse aus dem Wege räumen zu lassen.“

Mit fliegenden Händen geht es weiter ans Werk. Der Tumult, der aus dem Städtchen über die Mauer schallt, wird von dem Poltern und Krachen draußen übertönt. Bald sind alle aufgetürmten Hindernisse beseitigt — das Tor erbrochen — der Weg in die schmale lange Hauptstraße frei. Wie ausgestorben liegt sie im Licht des Mondes da. Kein Mensch mehr zu sehen. Nur die lange Wagenreihe zieht sich, wie ein dunkler Faden, die Straße entlang.

Vorsichtig, das wachsame Auge überall, windet sich Ulrich an der Spitze seiner Schwadron die enge Passage zwischen Wagen und Häuserreihe entlang. Dicht hinter ihm Gottfried Schneider. Und zwischen die ersten Ulanen, die ihnen folgen, zwängt sich Otto von Jäger. Wild tobt das Blut in ihm. Die widersprechendsten Gefühle gären und quirlen in seiner Brust. Leidenschaftlich ist sie erfüllt von heiligem Feuer kriegerischen Dranges. Seine Seele brennt vor Begierde, mitzuhelfen, seinen Todfeind in alle Ewigkeit unschädlich zu machen. Und doch schleichen sich auf diesem kurzen, erzwungen langsamen Ritt, — so wie versunkene Glocken aus Meerestiefen klingen, — traumhaft süße, traumhaft schmerzliche Gedanken an seine Seele heran. Genappe! Was bedeutet Genappe seinem Herzen — seiner toten Liebe? Nichts! Nichts!

Und doch! Hier in Genappe hatte Toska gewollt, ehe er sie, die schon verloren Geklaubte, in Andenne wieder sah, hier in Genappe hatte sie nach dem Tode der Mutter bei dem

griesgrämigen Oheim eine zweite Helmat gefunden, bis sie Erdmuthens Einladung nach Schengen folgte — —

Es schüttelt ihn wie im Fieber. Damals! Damals und heut!

Da weckt ihn ein Lachen.

„Das Donnerwetter! Sicherlich das kaiserliche Gepäck!“
Ulanen rufen's. „Daß man halt machen könnte! Man würde zum reichen Mann!“

„Das gibt's jetzt nicht!“ hört er Ulrichs ruhig befehlende Stimme. „Vorwärts heißt es! Wie's der Feldmarschall befohlen. Hier ist sogar ein Reisewagen. Gewiß der von Napoleon! — Leute, gebt's von Mund zu Mund zurück, damit es der General von Gneisenau erfahre!“

Und ein Murmeln, ein Lachen und Frohlocken läuft die Ulanen entlang —

Der Reisewagen Napoleons! Wahrhaftig!

Jetzt hält auch Otto dicht neben der hochrädigen, weitbauchigen Kutsche. Wenn Napoleon selber darinnen wäre! Sterbend — oder tot?

Otto ist vom Pferde, ehe er den tollen Gedanken zu Ende gedacht. Mit der Linken die Zügel seines Hengstes haltend, reißt er mit der Rechten die Wagentür auf.

Sein Herzschlag setzt aus —

Da! Da liegt ein Menschenkörper am Boden. Die Uniform beschmutzt — blutverkrustet. Er läßt die Zügel seines Rosses fahren, schwingt sich aufs Trittbrett und in den Wagen — richtet den bleischweren Körper halb auf —

Voll fällt nun das Mondlicht auf das geisterbleiche Gesicht. Napoleon nicht —! Aber —!

Otto läßt das dunkle Haupt fahren, als habe ihn eine Schlange gestochen. Unsanft taumelt es gegen die jenseitige Wagentür. Da öffnet es die Augen — die wirren, schmerz durchbehten, und doch so schönen Augen.

„Nicht in die Hände der Breußen! Zu meinem Bruder! — Laß mich in Toskas Armen sterben“, flehen die halb vertrockneten Lippen. Und noch ein herzzerwühlender Blick aus diesen Augen, in denen der Tod steht, aus diesen Augen, die — die an Toska erinnern.

„Nun, Freund, was haben Sie denn für einen Fund getan?“ ruft eine Stimme. Gneisenau ist's.

Da schießt Otto empor. Aus dem Wagen heraus. Er kann nicht anders. Er muß. Wie ein Fieber hat's ihn gepackt.

„Da ist ein Sterbender, Herr General. Er stand mir nahe. Früher einmal. Er verlangt nach — den Seinen. Darf ich ihm diese letzte Bitte erfüllen? Das Haus seines Bruders muß etwa zehn Minuten von hier liegen.“

Gneisenaus Auge ruht durchdringend auf dem in heißem Flehen zu ihm erhobenen Antlitz Otto von Jägers, das der Mond beleuchtet.

„Wer ist's?“

„Philipp von Cure. Ein Oberst oder General der Garde.“
Gneisenau ist abgestiegen. Er wirft einen Blick in den Wagen und auf den Halbtoten.

„Unmenschen wollen wir nicht sein. Wenn Ihnen daran liegt — erfüllen Sie seine Bitte.“

Wenige Minuten später ritt Otto in Begleitung zweier Ulanen, die auf einer rasch zusammengestellten Bahre den französischen Offizier trugen, die Fortsetzung der Querstraße entlang, die nördlich der Dyle gen Westen führte.

Mit eigentümlicher Klarheit war die Schilderung Toskas, die sie einst in Schengen von der Lage und dem Besitztum ihres Oheims gegeben, in Otto wieder lebendig geworden. Es war ihm beinahe, als sei er selber schon dort gewesen, so klar stand das Bild vor seiner Seele.

Je weiter man kam, umso stiller ward es. Alle Bewältigung des Krieges hörte auf. Der Landweg zog sich jetzt zwischen hohen Getreidefeldern dahin, die in einem sanften Binde leise wogten und rauschten.

Vom Turme von Genappe schlug es die zwölfte Stunde.

Otto sah und hörte nichts davon.

Sein Herz schlug wild. Umso wilder, je näher er dem Anwesen kam, dessen Schieferdach, vom Mondlicht beglänzt, schon am Ende des Weges ausleuchtete.

Philipp von Cure hatte nach Toska verlangt — sollte er sie dort wiederfinden?

Nur das nicht! Nur ihr nicht noch einmal unter die Augen treten! Nur diese Dual nicht noch einmal durchmachen! Am liebsten wäre er zurückgeblieben — hätte die Ulanen allein mit ihrer Würde fortgeschickt.

Und doch ritt er weiter. Ja, er spornte sein Pferd sogar zu einer rascheren Gangart an.

Sie kann ja nicht dort sein! rebete er sich vor. Heute mittag war sie in Frischermont. Heute mittag! Ewigkeiten schien's ihm her.

Und warum kann sie nicht dort sein? höhnlachte sein wacher Verstand. Der direkte Weg von Belle-Alliance bis Genappe beträgt sechs Kilometer. Und wenn sie selbst einen weiten Bogen gemacht haben würde, um an den Truppen und hinter dem französischen Heere fortzukommen, so würde ihr Rückweg vielleicht das Doppelte, vielleicht auch das Dreifache betragen. Aber selbst dann! Selbst dann war es nicht ausgeschlossen, daß er sie im Hause ihres Onkels finden könnte.

Schweiß brach ihm aus allen Poren. Der Atem ging ihm keuchend vom Munde. Er lästet den Tschako, bis die Zähne aufeinander: Tor, der er war! Was sollte sie dort in dem einsamen Hause?! Sie hatte ja ausundschaften wollen. Spionieren — verraten! Da muß man sich hinein ins wilde Getümmel stürzen. Gewiß! Wie der Vater stand sie irgendwie mit Napoleon in Verbindung — entfloß vielleicht in einer seiner Equipagen. Oder — oder — hatte sie nur für jenen Grafen, für ihren Gatten spioniert, um rechtzeitig genug zu erfahren, wem von beiden, Napoleon oder Ludwig XVIII., ihrer beider Anhängerschaft sich zuzuwenden habe? Würde Graf Duboit vielleicht gar, daß er sie in Genappe finden würde?

Ein gallebitterer Geschmack trat Otto auf die Zunge. Ein Sporendruck — das Pferd sauste mit ihm davon. Jetzt hielt er vor dem behäbigen Gehöft. Eine lange, festgefügte Mauer, in deren Mitte eine eiserne Flügeltür in den Angeln hing, schützte es gegen die Straße. Hinter der Türe führte ein kurzer Baumgang durch einen Blumengarten geradewegs auf das altväterische, einstöckige Gutshaus zu, in dessen Rücken rechts und links ein paar Wirtschaftsgebäude lagen.

Otto erfaßte das alles mit einem Blick. Wie war das alles genau so, wie er es sich nach Toskas Beschreibung vorgestellt hatte!

Totenstille herrschte in Haus und Hof und Garten.

Gewiß! Sie war nicht hier! Er atmete auf — und doch war seine Seele plötzlich von einer tiefen Traurigkeit befallen.

Er zog die Klingel. Der blecherne Klang verwehte in der Stille der Nacht. Da regte es sich im Baumgang. Als ob ein Schatten sich erhöbe. Eine Stimme fragte:

„Wer ist da?“

Otto durchfuhr's wie ein Dolchstoß. Diese Stimme! Diese weiche, süße, verführerische Stimme, die aus dem Himmel stammen mußte und doch in die Hölle führte! Da war sie nun doch — —!

Er biß die Zähne ineinander — kniff die Augenlider krampfhaft zusammen —

Und noch einmal fragte es:

„Wer ist da?“

Er riß sich zusammen.

„Ich bin es! Deffne!“ Hart wie klingender Stahl sprang die Worte. Ich bringe deinen Vater. Sterbend.“

Ein leiser, klagender Schrei — ein Huschen über den kiesbestreuten Weg — ein Schlüssel knarrte — die Torflügel flogen auf: Mann und Weib blickten einander sekundenlang tief in die Augen.

„Du —? Du —?“ brachte sie endlich stammelnd heraus. Weiter kam sie nicht.

„Ja — ich! M i c h hättest du hier wohl zu allererst erwartet!“ höhnlachte er. „Aber auch ich dürfte vielleicht erstaunt sein, dich hier wiederzufinden. Heute mittag als Landmädchen in Frischermont — heut nacht in Genappe als vornehme Dame?! Alle Achtung vor solcher Verwandlungsfähigkeit.“

Sein Ton überschüttete sie wie mit giftiger Lauge.

Da waren die Ulanen heran.

Toska rührte sich nicht von der Stelle. In ihrem langherabfließenden Gewande stand sie wie versteinert. Mit den großen jammerstarrten Augen einer Niobe.

Ein Wink von Otto. Ein kurzer Befehl:

„Tragt den Herrn General hinein in das Haus. Madame wird mit euch gehen, um euch anzuweisen, wo ihr ihn hinbetten sollt.“

[Fortsetzung folgt.]

Warnung.

Stimme aus Ostpreußen.

Von L. Maiten.

Der Gutsherr von Solterweitschen half seiner Frau aus dem Sattel, während ein junger Stallknecht seinen Trakehner Dengst in den Hofgarten führte. Er kostete das Tier und sprach mit ihm — wie zu einem Menschen. Die Fuchsstute der Gutsfrau naschte in- beissen Jücker aus der Hand seiner Reiterin, einer hochgewachsenen, schlanken Erscheinung. Nicht und glänzend lag das matsgelbe Haar in breiten Böpfen um ihren Kopf geordnet. Sie klopfte dem Tier den Hals und legte ihre Wange an seinen Kopf.

Ueber den Gutshof, der sich weit ausdehnte, rauschte der warme Sommerwind Litauens und hing sich in den dichten Zweigen der alten Nuthäuser, die das Tor des Herrenhauses flankierten und die große Veranda beinahe verdeckten.

Der Kammerer kam über den Hof. „Ich wollt' der gnädigen Frau das Pferd abnehmen —“ sagte der Mann und hob die Mäße vom ergrauten Haupt.

„Nichts Neues, Ruschkat?“ fragte Werner Storra.
„Mitten vorhin Zwei vorüber, Herr — — ich mein, sie müssen Ihnen begegnet sein.“

Storra sah seine Frau an. „Sahst du etwas, Annemarie?“
Sie schüttelte das blonde Haupt. „Nichts, Werner.“ Bärtlich folgten ihre hellen Augen dem Tier, das der Kammerer fortführte. „Sie schwärmen herum und freuen sich an unserer Ordnung hier, Mannchen.“ lachte die Frau, und sorglos legte sie den Arm um ihres Gatten Schulter.

Im Haus sprangen ihnen die Kinder entgegen, die die Ferien zu Haus zubrachten, drei prächtige Knaben, blond wie Annemarie und ein Mädchen, dunkel und rassig wie der masureische Vater. Schöne, kraftvolle Gestalten zwischen zehn und vierzehn Jahren.

Nach dem Abendessen sagte Storra zu seiner Frau, die an einer Handarbeit nestelte:

„Vad den Kindern die Koffer, Annemarie, sie sollen morgen früh nach Königsberg fahren... Am besten wär's, du gingst mit.“

„Werner... Was fällt dir ein?“
„Läß gut sein, Annemarie, tu, was ich sag', wir wissen nicht was über Nacht geschieht.“

Annemarie fuhr sich mit der Hand über die Stirn... die Kinder... vor fünf Jahren war's auch mal so gewesen... Die Angst vor der russischen Gefahr. Und war im Gewand verlaufen. Aber ihr Mann hatte Recht. Gehorsam rief sie das Hausmädchen und packte.

Pferdeatrappe. Annemarie horchte auf. Es klopfte unten gegen das Tor. Wer...? Ein Nachbar? Sie blickte zum Fenster hinaus und sah Uniformen. Und dann stand sie unten neben ihrem Mann im Herrenzimmer, drei russischen Offizieren gegenüber, die um Quartier baten. Sie sprachen fliehend deutsch und verbeugten sich tief vor der Frau des Hauses. Die Dienstkleute liefen hin und her. Werner selbst holte seinen besten Wein aus dem Keller, während sein grabelnder Kopf saun — — was wollten die? War es möglich, daß Rußland uns den Krieg erklärt... Sein Herz schlug hart, aber er nahm seinen Mannesmut zusammen. Wenn es galt, mußte er auch hinaus vor die Front, womöglich, und wenn schon, dann auch gerade vor den Feind.

Die Tafel glänzte von Silber und Kristall und war besetzt mit dem Auserlesenen, was das reiche Haus des Domänenpächters zu bieten hatte. Annemarie schaltete selbst mit in der Küche, die Kammer schüttelte den Kopf über die gnädige Frau, der heute nichts sein und gut genug war.

Und dann saßen sie beisammen. Annemarie so bleich wie die flackernden Kerzen in den silbernen Armsleuchtern. Die Männer rauchten und als der älteste Offizier, ein Mittmeister, die Zigarette in die Aschenschale warf, erhoben sie sich wie auf ein gegebenes Zeichen.

„Wir hoffen gut zu schlafen bei Ihnen, Herr Storra,“ sagte der Mittmeister bedeutsam, aber verbindlich.

„So sicher, wie ein Freund unter eines deutschen Mannes Dach nur ruhen kann,“ entgegnete der Domänenpächter mit rubigem Ernst.

„Wir sind in Ihrer Gut... Herr Mittmeister,“ sagte Annemarie mit einer Stimme, durch die ein kaum wahrnehmbares Bittern floß.

Der Offizier verneigte sich tief. „Wir sind Ulanen. Gnädige Frau... wir sind keine Kosaken.“ Mit einer Geberde des Stolz's befeuerte der Russe seine Worte.

Storra nahm einen der Leuchter von der Tafel und geleitete die Drei in das obere Stockwerk, wo die Fremdenzimmer lagen, von denen zwei Verbindungstür hatten, während das dritte gegenüber lag.

„Diese beiden Zimmer genügen uns“ bestimmte der Mittmeister. „Wir benützen diesen bequemen Divan.“

Ein Pöckeln huschte über des deutschen Mannes Lippen, während er die Worte seiner Frau mischerhobte: „Wir sind in Ihrer Gut...“ Man verbeugte sich und schied.

Atemlos wartend stand Annemarie inmitten des großen Speisesaals, als ihr Mann wieder hereintrat. Er langte nach seiner Mäße und wollte hinaus, sie trat ihm in den Weg.

„Bleib hier...“
„Ich will den Hund an die Kette legen, Annemarie, daß es kein Unheil anrichtet.“

„Bleib“, der Ruschkat tat's, ich befehl's ihm... bleib'... draußen wachen zwei,“ sie zog ihn zum Fenster.

„Donnerwetter!“
Traufen gingen zwei Wachtposten auf und ab.

Der Mann, dem die Empörung hoch stieg, daß man ihn gefangen hielt, wollte sich Lösezeiten. Aber vor den hellen, angst- erfüllten Augen seines Weibes machte sein Stolz halt.

Im Morgendämmern ritt die russische Patrouille davon, ohne Abschied. Die folgenden Tage verließen ruhig, und seitdem die Kinder in Königsberg waren, wurde Annemarie wieder fast so sorglos wie vorher. Nur, daß das Korn hereinkam, trieb sie, als fühlte sie die nahende Gefahr wie etwas Unbestimmtes... Und sie kam...
„Order, Frau, ich muß in drei Stunden fort.“

„Werner!“
„Ruhe, Kind... Du bist doch stark!“ Sie blickten sich stumm in die Augen. Sie nickte.

„Der Ruschkat und Witkowski wissen Bescheid. Gib ihnen Vieh und Pferde, Wagen, Lebensmittel, was sie nur bergen können, sie sollen fliehen.“

„Unsere guten, braven Leute...!“ Die stürzten Annemarie die Tränen hervor. „Und das Vieh verhungern, die armen Tiere.“
„Alle Stalltüren ausheben lassen, daß es hinaus kann und Futter finden...“ bestimmte der Mann. Auf der Fahrt zum Regiment gab der Gutsherr dem Inspektor weitere Weisungen.
„Und bringen Sie meine Frau in Sicherheit, Witkowski.“

Wie eine Lawine stürzten sie übers Land. Witkowski hatte sie gesehen. Wie ein Gejagter kam er in der Nacht zurück.

„Rufen überall — gnädige Frau — Sie müssen fort...“

Aber Annemarie zögerte noch immer. Nur die Leute trieb sie an und half ihnen einpacken, was Küche und Keller hergab. All ihre Hausfrauensätze an Fleisch und Konserven, Vorräten an Wein und Spirituosen, was sie hatte, gab sie hin... aber sie blieb. Ihr Herz konnte dem Fuß nicht folgen, den sie zögernd hob. Die Leute wollten nicht fort und sie allein lassen. Sie trieb sie mit nie gehörten harten Worten fort. Sie schrie:

„Wollt Ihr Euch morben lassen?“ Und sie zogen hinaus in unbestimmte Ziele... Wieder stand der Inspektor vor ihr. „Gnädige Frau, morgen früh muß ich fort, meine Order ist hier, kein Mann bleibt Ihnen.“

„Was sollen sie mir denn — tun — einer — Frau —“ stammelte sie und in ihren Ohren klang eine fremde Stimme...
„Wir sind Ulanen... wir sind keine Kosaken...“

Sie schauderte.

Nacht... In den Ställen röh das Vieh an den Ketten. Annemarie hörte den Inspektor, wie er die Tiere loslöste. Sie lag angekleidet im Vehnstuhl ihres Mannes, als die Tür aufgerissen wurde. Ihr Mädchen, das sie nicht verlassen wollte, stürzte herein. „Gnädige Frau, die Russen... es brennt... an allen Ecken brennt!“ Sie stürzten hinaus und standen inmitten einer Feuerlohe. Tränen über den Wiesen zogen die Flüchtenden. Annemarie erfaßte des Mädchens Hand. Sie liefen. Nichts mit sich nehmend, als was sie auf dem Leibe trugen. Von allen Seiten kamen sie aus den brennenden Gehöften heraus, Männer, Frauen und Kinder, und hinter ihnen stürzten prasselnd die stolzen Scheunen mit dem reichen Vorrat in glühende Trümmer.

Schreien und Schreien hallte aber das sonst so lachende Land...
Mit zusammengedrehten Lippen, die hellen Augen voll starren Entsetzens stand Annemarie Storra vor der kleinen Bahnhofs- tor zwischen wimmernden Frauen und Kindern, zwischen stumpf dreinblickenden Männern. Am Himmel hing der Mond gelbrot und beleuchtete ihr matsgelbnes Haar, das losgeißelt um ihre blassen Wangen hing. Sprach einer neben ihr...? Sie hörte deutlich eine Stimme... Wir sind keine Kosaken...

Der Krieg im alten deutschen Sprichwort.

Daß der Krieg, dem wir erst kürzlich mit oserwilliger Entschlossenheit den ersten Milliardenzuschuß bereitstellten, gehörig Geld fordert, wußten auch unsere Vordern schon. Denn sie meinten: „Der Krieg zum anfang fordert gelt, und der zum fortgang aber gelt, und zum aufwarten eitel gelt!“
Ferner: „Der Krieg ist ein Raß ohne Boden“, und: „Deß kriegs und bawens handtadern sind gelt; wo die verbluten, so steigt kein Raß mehr und krähet kein han mehr auff der zelt.“ Ein launig Verslein aber bemerkt: „Kriegsknecht und Wäderschwein wollen stets gefüttert sein!“
Den „kaufmännischen Hintergrund“ des politischen diplomatischen Spiels (vgl. die Herren Engländer!) kennt schon das alte Sprichwort: „Krieg kommt vom wörteln mein und dein“, Die Vorsätze des Angriffsverfahrens, von dem unsere Deere besonders in Belgien und Frankreich so glänzende Proben abgelegt haben, erläutert das Volkswort: „Im Krieg ist's besser, sein Pferd an des Feindes Jaun zu binden, als an seinen eigenen“,
Dem Großen Generallstab scheint folgender Satz gewidmet zu sein: „Krieg verlangt viel Hände, aber nur einen Kopf“. Und auch solche Warnungen könnten ihm dienen, wie: „Es gilt in

Kriegen mit zweymal übersehen" (d. h. die erste strategische Dummheit mag noch hingehen, aber vor einer zweiten soll man sich ja hüten); ferner: „Im Krieg sind alle sach verloren, wenn da zusammen sind zween thoren". Eine Art „Kriegsphilosophie" enthalten Sprichwörter wie: „Der beste Krieg ist eine goldene Angel" (d. h. er trägt selten soviel ein, als er kostet), „Der Krieg bringt manchem Glüd, aber nicht jeder kommt zurück", „Der Krieg ist den vnerfahrenen ein süß ding", „Krieg ist ein ungewiß ding", „Im Krieg regiret mehr die noth, als die vernunft". Schließlich auch die einsfältig erscheinenden, aber nichtsdestoweniger tiefinnigen Worte: „Ein Krieg macht den andern".

Ergötliche Proben drastischen Volkshumors bieten Aussprüche wie: „Der Krieg hilft manchem auf die beine, daß auß einem Reuter ein jugenger wird", „Das ist ein Krieg schimpflich und wild, wo ein esel den andern schilt", „Der Krieg macht die Diebe, und der Friede hängt sie auf". Es versteht sich, besonders im abergläubischen Mittelalter, daß der Gottseibeius eine wichtige Rolle in den Zeitläuften spielt, in denen es der Tugenden nicht allzuwiele, der Laster und Freveltaten aber die Menge gibt. Da heißt's denn mit Humor: „Gib't Krieg, so macht der teuffel die Höl umb hundert tausend kaffter weiter machen". Der gefesz und rechtlose Zustand während der Kriegszeit, den das deutsche Volk vor allem während des dreißigjährigen Krieges in erschreckendem Maße kennen lernte, spiegelt sich in Tugenden, mehr oder minder pessimistischen Aussprüchen wieder, die in jenem Zeitalter geprägt worden sind und sich in einigen Gauen unseres Vaterlandes bis auf den heutigen Tag erhalten haben. So hören wir: „Beim Krieg ist alles erlaubt", „Im Krieg schweig gefez und recht, es gilt herr wie der knecht", „Der Krieg verderbt Land und Leute, wer lebt, dem bleibt die beste Beut". Vehnliche resignierte Stimmung lebt in den Volksworten: „Der Krieg feucht wobl, stirbt aber nicht", „Der Krieg gehet allein über armen Leute Beutel", „Der Krieg, wie er sich auch wendt, so nimpt er doch mit Schab' ein End".

Wie Krieg, Sieg und Friede zueinander stehen oder stehen sollen, sagen uns viele urwüchsigte Volksworte, z. B.: „Bluttiger Krieg bringt schönen Sieg", „Besser ein fröhlicher Krieg, als ein schlechter Friede"; ein Satz, der an das russische Sprichwort erinnert: „Ganzer Krieg ist besser, als halber Friede"; schließlich: „Beim Kriege ist's zu Ende am besten" und — echt deutsch! — „Des Kriege's löblich End' ist, dem Feind verzeihen". Dem Soldaten aber ruft man zu: „Im Kriege soll man thaten!", „Im Krieg sieht man auf den Wicht, nicht auf's Gesicht!", „Rebliche Kriegsknecht fürchten ihren Haubtmann mehr denn den feind"; und ein unalter kräftiger Spruch meint: „Im Kriege ist allein hoffart ein ehr'; wer sich da am höchsten außräst und hin für bricht, der ist der best". Auch der Feigling und Maulheld wird mit einer Sentenz bedacht. Von ihm heißt's: „Es ist gut kriegen hunder dem Offen!", „Der weiß nicht in den Krieg ziehen, der sich vorm Schiefen fürchtet".

Wollen wir zum Schluß ein Sprichwort haben, das sozusagen auf den gegenwärtigen, uns mit so schändlichen Mitteln und unter so wichtigen Vorwänden ausgezwungenen Feldzug gemünzt ist, so rufen wir wie unsere Alvorderen den Feinden zu: „Die Krieg ohn noth anfangen, werden geschlagen!"

Vermischtes.

* Panzertürme aus Segeltuch. Der Oberst Wellesley, ein Engländer, der als Militärattaché in Krieg und Frieden die Russen kennengelernt hatte, erzählt in seinen Erinnerungen ergötliche Geschichten von der Korruption russischer Beamten. Da ist z. B. die Erzählung, auf wie geniale Weise das berühmte Panzerschiff „Peter der Große" armiert und kriegstüchtig gemacht wurde. — Der Vertreter des Marineministers war beauftragt worden, dem Zaren Alexander II. über den Fortschritt des Baues persönlich Bericht abzustatten. Der Mann war nicht gewohnt, mit dem Herrscher zu verkehren, und verlor gänzlich den Kopf, als dieser plötzlich die Frage an ihn richtete, welche Fortschritte man in der Fertigstellung des Schiffes gemacht habe. In seiner Kopfschüttigkeit antwortete der Beamte, daß das Schiff in drei Wochen fertigt sein werde. Hocherfreut über diese Mitteilung, bemerkte der Zar, daß er binnen kurzem das Schiff in Kronstadt besichtigen werde. Nun war aber das Fahrzeug von der Seetüchtigkeit so weit entfernt, daß es noch in den Docks lag und die in England bestellten Panzerplatten noch nicht abgeliefert waren. Aber der Kaiser hatte seinen Besuch angefangt und alle nötige Arbeit an Bord des Schiffes wurde daraufhin eingestellt. Hunderte von Arbeitern wurden Tag und Nacht mit dem Bau von Kabinen beschäftigt; das Fahrzeug wurde mit der hölzernen Nachbildung eines Panzers bedeckt, und hölzerne Türme usw. wurden errichtet. Als der Herzog von Edinburgh nach Rußland kam, um seinen Verwandten zu besuchen, erzählte ihm Oberst Wellesley die Geschichte von dem hölzernen Panzerschiff; aber die königliche Hoheit wollte nicht daran glauben. Bei der nächsten Musterung der Kriegsflotte hatte jedoch der Zweifler Gelegenheit, sich von der Wahrheit zu überzeugen. Da der Herzog selbst in der britischen Marine gedient und Admiralsrang hatte,

machte der russische Seeoffizier, dem er den Wunsch ausdrückte, den „Peter den Großen" zu besichtigen, Schwierigkeiten. Der Zar jedoch, der seinem Schwiegersohn eine Freude bereiten wollte, ließ sofort ein Boot in Wasser setzen und den britischen Herzog an Bord des „Peter des Großen" rudern. Nach der Flottenschau erzählte der Herzog dem Obersten, daß man sich in Bezug auf die Türme geirrt hätte; sie seien nicht aus Holz, sondern — aus Segeltuch; denn er habe die Hand auf einen Turm gelegt, der unter dem Druck nachgab. — Hoffen wir, daß auch die russische Flotte im Schwarzen Meer, die jetzt in Aktion treten will, aus Holz und Leinwand bestehe.

„Das bin nicht ich, das ist De Wet." Die Erinnerungen an den Burenkrieg sind wieder erwacht und die Anekdoten, die sich um die Gestalten der berühmten Burenführer gebildet haben, leben von neuem auf. Etwas ganz besonders Süßliches erzählt man sich da von dem viel bewunderten General De Wet, der einst den folgenden guten Wig gemacht haben soll. Ein deutscher Kriegsteilnehmer gibt das Geschichtchen in seinen Tagebuchblättern wieder: „Vor der Schlacht bei Bethlehem hatte Christian De Wet eine strenge Bestrafung desjenigen Feldformetts in Aussicht gestellt, der seine Stellung verlasse. Trotzdem tat dieses heutige Feldformett, der mit seinem Kommando das Blattooje zu verteidigen hatte. „Ohm Christian" läßt ihn nach der Salacht zu sich kommen und haut ihn mit der Peitsche unter den Worten: „Ich muß das tun, es ist mir leid. Aber das bin nicht ich, der Euch schlägt, das ist — de wet (de wet heißt: das Geleg)!". Ob dieses Wort viel nun zufällig entfallen oder bewußt gebildet wurde, ausgezeichnet ist es auf jeden Fall.

Büchertisch.

— Clara Viebig: Heimat. Novellen. — Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. — Preis M. 3.—. Der Völkerring, der ein Kampf der germanischen Kultur gegen alle die Völker ist, deren Literatur Jahrzehnte hindurch in überwältigender Weise die Produktion unserer Dichter beeinflusste, hat mit einem Schlage all das für das deutsche Volk unerheblich werden lassen, was unter diesen Einflüssen entstanden ist. Nur der Ton wird noch gehört, der echt deutsch, aus deutscher Seele, aus deutscher Vaterlandsiebe geboren erklingt. Mit Recht darf man sagen, daß unter den Dichtern, die niemals ihr urdeutsches Empfinden verleugnet haben, Clara Viebig eine hervorragende Stelle einnimmt. Auch ihr neuer Novellenband, der den schlichten und doch so teuren Titel: „Heimat" führt, ist ein bereites Zeugnis für ihr tiefes Verstehen deutschen Empfindens und deutschen Denkens. Ohne Sentimentalität, mit technischer Meisterhaft sind diese kleinen Erzählungen voll volkstümlicher Poesie aus dem Leben der geistig Armen geschaffen; es sind Lichtungen aus der großen Masse des bauerlichen Volkes, das an Leib und Leben, an Hab und Gut die schwersten Opfer in diesem Kriege bringt. Solche Erzählungen werden, so schlicht und so still ihre Sprache heute klingt, doch in dem lauten Getümmel des Krieges gehört werden, denn sie wenden sich an die Herzen. Und wenn auch um die Weihnachtszeit, wie zu fürchten ist, die rarhen Stimmen der Schlachten noch nicht schweigen, werden gewiß viele diese einfachen, ergreifenden Dichtungen als eine willkommene Gabe empfangen, die von Herzen kommt und zu Herzen geht.

— Schwarzwaldkalender 1916. Im Verlagsverfahren (Notations-Kupferdruck) hergestellt. Druck und Verlag der Unversitätsdruckerei S. M. Poppen u. Sohn, Freiburg i. Br. Preis 40 Pf. — Ein liebranter, alter Freund, den Tausende nicht mehr vermissen möchten, hat sich abermals bei uns eingestellt: der Schwarzwald-Kalender! Schwarzwaldlandschaften in Frühlingspracht, im Sommerglanz oder zur Winterrzeit; Bilder aus dem Leben und Treiben seiner Bewohner, enthüllen sich u fern Auge mit solcher Deutlichkeit der Wiedergabe genau nach der Natur, die geradezu in Erstaunen setzt. Heitere und ernste Erzählungen, Klauereien über Heimatlust und Heimatliebe, Schwarzwald-Sagen und -Sitten in reicher Zahl beleben und erfreuen den Leser.

Wechselrätsel.

Mit t Teil des menschlichen Körpers, mit r Kanton in der Schweiz.
Mit b tut's mancher zu viel, mit g wünscht es oft der Landmann,
Mit f ein Vogel, mit p Gebrauchsgegenstand.
Mit d ist es spitz und fein, mit a dar's schon größer sein.
Mit t Dichter Italiens, mit f Höflichkeitsausdruck.
Mit d lobenswerte Eigenschaft ein'es Menschen, mit f ein Tier.
Mit u eine Zahl, mit i ein Verneinungswort.
Mit l ein Küchengerät, mit t tuts jeder Kläubige.
Mit m eine Stadt, mit k erregt es Heiterkeit.
Mit a Nebenfluß der Donau, mit u ein Verbrechen.
Mit b Ruhelstätte, mit u eine Farbe.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben den Namen einer preußischen Provinz.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer:
Thron, Fran.